Nr. 6. Sonntag, 7. Februar 1904.

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt",
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt".

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Sexagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 8, 4—15. „In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigeeilt war, sprach er gleichnisweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen: und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwuchsen erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichnis bedeute. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen: den Uebrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen, und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wohllüsten des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Geduld."

Kirchenkalender.

Sonntag, 7. Februar. Sexagesima. Romuald, Ordensstifter † 1027. Evangelium Lukas 8, 4—45. Epistel: 2 Korinther 11, 19—33 und 12, 1—9. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion der Schulen an der Acker- und Lindenstraße. ● Franziskaner-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder des 3. Ordens, Nachm. ½3 Uhr Versammlung mit Predigt und Aufnahme neuer Mitglieder.

Montag, 8. Februar. Johann von Matha, Ordensstifter † 1213.

Dienstag, 9. Februar. Apollonia, Jungfrau und Martyrin † 249.

Mittwoch, 10. Februar. Scholastika, Abtissin † 543. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends ½8 Uhr 2. Andacht zu Ehren des hl. Joseph. ● St. Anna-Stift: 4. Mittwoch zu Ehren des hl. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.

Donnerstag, 11. Februar. Euphrosina, Jungfrau † 470. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8¼ Uhr Segens-Hochamt.

Freitag, 12. Februar. Eulalia, Jungfrau und Martyrin † 304. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends ½8 Uhr Kreuzweg. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.

Samstag, 13. Februar. Jordan, Dominikaner † 1237.

Die christliche Familie.

III.

Zu der obigen Gleichnisrede hat der Herr in Seiner Weisheit Selber die Erklärung gegeben. Der hl. Papst Gregor der Große begründet das, indem er u. a. sagt: „Wenn ich (Gregor) diese Erklärung gegeben hätte, so würdet ihr wohl Bedenken tragen, sie anzunehmen und zu glauben. Wer würde mir Glauben schenken, wenn ich sagte, die Reichtümer seien Dornen? Denn (würdet ihr sagen) diese stechen, jene aber ergötzen. Und doch sind die Reichtümer Dornen".

Auch heute, lieber Leser, dürfte es noch genug Christen geben, die eine bedenkliche Miene machen, wenn die Reichtümer Dornen genannt werden, wenn also von ihrem Besitz gesagt wird, daß er mit qualvollen Sorgen verbunden sei. Und doch bestätigt sowohl die Geschichte wie die tägliche Erfahrung jenes Wort unseres Herrn.

Versetzen wir uns nun wieder in das heidnische Rom zur Zeit des Kaisers Augustus: Welch' elender Zustand bei so viel Reichtum, soviel Macht und Glanz! „Kein Wunsch — sagt der ältere Plinius — steigt so oft aus des Menschen Brust empor als der nach dem Tode, und zwar nach einem raschen Tode." Aber es blieb nicht bei diesem feigen, ehrlosen Wunsche: Der Selbstmord war fast die einzige Tat, deren dieses entartete Geschlecht noch fähig war. *) Und meinst Du vielleicht, lieber Leser, es wäre doch nur der verzweifelnde Proletarier gewesen, der auf die Flaminische Brücke hinausging und sich kopfüber ins Wasser stürzte? Oder es sei etwa nur ein Ungeheuer der Schlemmerei gewesen, wie Apicius, der, nachdem er sechzig Millionen verpraßt hatte, Gift nahm, weil er mit den übrig gebliebenen zehn Millionen nicht mehr anständig leben konnte? (Martial 3, 22) Aber es waren ganz andere Leute, die ein solches Beispiel gaben: Der Jurist Coccejus Nerva, der Großvater des Kaisers Nerva und Freund des Kaisers Tiberius, hatte beispielsweise für seinen Selbstmord absolut keinen Grund: er war nicht krank, hatte keinen Feind, und es drohte ihm persönlich keine Gefahr, noch auch seinem Reichtum. Dennoch beschloß er zu sterben; vergebens waren die Bitten der Freunde, vergebens die Bitten des kaiserlichen Gönners: Er ging als Selbstmörder aus dem Leben ohne irgend einen ersichtlichen Grund **) — bei all' seinem Reichtum, seinem Ansehen, kurz bei so viel „Glücksgütern", um die ihn damals sicher viele Tausende beneideten. Ja, selbst Seneca, dieser ernsteste Philosoph der römischen Kaiserzeit, predigt bedauernswerte Worte: „Warum sollte einer nicht selber sich den Tod geben, der alle Lüste, die ihn in diesem Leben zurückhalten könnten, bereits

*) Mit Recht macht ein neuerer Schriftsteller aufmerksam auf die auffallend große Zahl von bedeutenden Männern des Altertums, die alle durch Selbstmord endeten: Lykurg, Empedokles, Diogenes, Zeno, Karneades, Isokrates, Themistokles, Demosthenes, (angeblich auch Pythagoras und Aristoteles); dann von den Römern u. a.: Lukrez, Attikus, Petronius, Lukan, Cato, Brutus, Cassius, Marc Antonius, Cicero, vielleicht auch Marc Aurel etc.

**) Tacitus, Annalen 6, 26.

erschöpft hat? Er ist übersättigt, und die Sättigung hat ihm alles zum Ekel gemacht." ***)

Das war die Stimmung der vornehmen heidnischen Männerwelt Roms, als der Heiland auf Erden erschien; das war die Stimmung der Familienväter der Weltstadt! Tief unglücklich mußte sie schon der grenzenlose Despotismus machen, der ihnen über Frau und Kinder durch die Staatsgesetze eingeräumt war. Statt einer Gefährtin hatte der heidnische Gatte in seiner Frau nur eine Sklavin, über die er dasselbe Recht hatte, wie über seine Tochter. Hatte sie aufgehört, ihrem Tyrannen zu gefallen, so war auch schon eine neue Ehe mit einer anderen unterschrieben; im Augenblicke, wo die Unglückliche sich noch für reich und glänzend versorgt hält, bekommt sie Befehl, das Haus zu verlassen, nicht selten unter herzzerreißendem Hohn. ****) Wie hätte man nun wahre, aufrichtige, fortdauernde Neigung und Liebe von einer Gattin erwarten können, die, anstatt in ihrem Gatten einen vorsorglichen Freund und Beschützer zu finden, in ihm nur einen allmächtigen Despoten sehen konnte, von dem ein Wort, ein Wink, eine Laune jeden Augenblick Unglück und Schande über sie bringen konnte? Kriechende und eben darum verdächtige Versicherungen der Anhänglichkeit und Treue, — das war alles, was er von ihr erwarten konnte. Und was mußte er unter solchen Umständen befürchten? Untreue, Skandal und Schande und Anschläge auf sein Leben. Ja, die eisernen Staatsgesetze, womit sich der Despotismus und die Eifersucht des Ehemannes bewaffnet hatte, beweisen nur zu sehr, wie begründet jene Befürchtungen waren.

Weil der heidnische Gatte, statt einer Lebensgefährtin, in der Frau nur eine Sklavin hatte, mußte er auch alles das erfahren, was aus einem solchen Verhältnisse notwendig hervorging. Kein inniges Vertrauen, keine hingebende Liebe, keine jener edlen und reinen Neigungen, die das Herz gegen alle Lebensstürme stählen, indem sie es über die Sinnlichkeit erheben — mit einem Worte: von all dem Segen und all den Tröstungen, welche die auf dem Boden des Christentums stehende Familie den Ehegatten gewähren kann und soll, ist im Heidentum keine Spur zu finden. Ihre Stelle haben schwarze Eifersucht, schändliches Mißtrauen, eisige Kälte und Widerwillen eingenommen — und zuletzt folgte (in der Scheidung) das ärgerliche Zerreißen von Banden, die so innig, so heilig sein sollten.

War aber der Gatte schon zu beklagen, so war es die Frau wegen ihrer Schwachheit und ihrer unsicheren Lage noch weit mehr. Als Gattin und Mutter hatte sie nur Schmerzen und Demütigungen in Aussicht. War sie kinderlos, so wurde sie unerbittlich verstoßen. War sie mit Kindern gesegnet, so sah sie oft, sehr oft, wie das zarte, wimmernde Kind ihren Armen entrissen und auf die Straße geworfen wurde, um da zu Grunde zu gehen, ehe es noch seine Mutter angelächelt hatte; oder war es ein Knabe, so war er vielleicht eines Tages Gladiator, d. h. er kämpfte als Sklave im Amphitheater mit anderen Unglücksgenossen auf Leben und Tod, ohne seine Mutter zu kennen oder von ihr gekannt zu sein, — „ergötzte" dort seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, die Beifall klatschten bei seinen Verwundungen und mit den vielen Tausenden von Zuschauern seinen Tod verlangten!

So tief hatte das Heidentum die unglückliche Mutter erniedrigt! Lieber Leser, findest du es nicht ganz in der Ordnung, wenn namentlich unsere Mütter von echt christlichem Geiste sich durchdrungen zeigen? Wie viel Dank schulden gerade sie dem Christentum dafür, daß es die Familie so hoch emporgehoben und damit namentlich auch der Mutterwürde wieder zu ihrem Rechte verholfen hat!

S.

***) Seneca, Briefe 77, 16.
****) Juvenal, 6, 113.

Vor neunzig Jahren bei La Rothière.

Skizze von Herbert v. Briesen.

Es war kalt, grimmig kalt in jenem denkwürdigen Winter 1813/14 und die Franzosen waren dabei im eigenen Lande weit schlimmer daran, als die ein rauheres Klima gewohnten Truppen der Verbündeten. Und doch, für die Preußen war es heute schlimm genug, — bei Brienne geschlagen, biwackierten sie nun ohne Holz und Stroh bei La Rothière. Vater Blücher wütete, aber zuletzt tröstete er sich mit der Erwägung, daß auch den größten Feldherren nicht immer die Fortuna gelächelt habe. Auch war er keineswegs müßig oder mutlos. Im Gegenteil: „Die Scharte muß ausgewetzt werden," sagte er grimmig, „haben wir heute Prügel bekommen, so hauen wir den Bonaparte morgen!"

Und emsig schmiedete er mit seinem Generalstabschef Neidhart v. Gneisenau einen neuen Schlachtplan. Bei La Rothière wollte er den Franzosen eine Schlacht liefern, der greise Held brannte ordentlich darauf, die ihm angetane Schmach in Feindesblut abzuwaschen.

So saß er nun noch in später Nacht mit Gneisenau in der elenden Hütte, die ihm als Nachtquartier diente, und arbeitete mit Gneisenau, als ein junger Leutnant eintrat und, die Hand militärisch am Tschako, an der Tür stehen blieb, bis man ihn bemerkte.

Der Feldmarschall hob den Kopf, im Begriff, ob der Störung loszuwettern. Als er jedoch des Offiziers ansichtig wurde, hellte sich sein Gesicht ein wenig auf und er sagte nicht allzu unfreundlich:

„Nun, was gibt es denn, mein Jungchen?"

Der Leutnant riß sich noch ganz besonders zusammen und sagte mit heller, lauter Stimme:

„Leutnant v. Brünnow vom Colberger Grenadier-Regiment meldet gehorsamst, daß die Feldwache der 4. Kompagnie soeben einen Husaren vom dritten Regiment als Deserteur verhaftet hat.

„Was, ein Husar — und dazu noch einer aus einem Regiment von so rühmlicher Vergangenheit! Da soll doch gleich ein stedendes — — Er soll gleich hergeführt werden!

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht! Er heißt Richard Wolter, und die, welche ihn festgenommen haben, stehen draußen vor der Tür und harren des Befehls, ihn vorzuführen."

Die Tür ging auf, der Leutnant trat wieder ein und blieb salutierend neben der Tür stehen, hinter ihm traten zwei Grenadiere ins Zimmer und pflanzten sich mit „Gewehr auf" neben dem Eingange auf. Zwischen ihnen stand der „Deserteur", das Haupt hoch erhoben, den Blick hell und frei — er sah so ganz und gar nicht schuldbewußt aus.

Der Fürst stutzte bei seinem ersten Anblick, aber schon im nächsten Augenblick wetterte er los:

„Das also ist der Hallunke, der meineidig davongelaufen ist, der in erbärmlicher Feigheit seinen König vor der Entscheidung im Stich lassen wollte? Pfui Teufel!"

„Verzeihen Ew. Durchlaucht," warf nun Gneisenau ein, „mit dem Manne da muß es eine eigene Bewandnis haben. Daß er feige ist, kann ich mir eigentlich nicht denken — denn ich sehe das eiserne Kreuz auf der Brust."

„Das eiserne Kreuz einem Deserteur? Herunter damit, es steht bei ihm am Pranger!" und damit riß er ihm das Ehrenzeichen einfach von der Brust, „wo hast Du das gestohlen, Hallunke?"

„Nicht gestohlen, Ew. Durchlaucht zu Befehl, sondern ich habe mir's an der Katzbach ehrlich erworben, als ich den französischen Dragonern eine Standarte abnahm."

„An der Katzbach? Und eine Standarte erobert?" rief der Fürst in höchstem Erstaunen, „und dann will so'n Kerl fortlaufen? Sage mal, warum wolltest Du weglaufen?"

„Ich wollte gar nicht weglaufen, Ew. Durchlaucht zu Befehl!"

„Aber Du Himmelssakramenter, willst Du mich anlügen? Du bist als Deserteur arretiert worden und leugnest, daß Du hast davonlaufen wollen? Was hast Du denn zu Deiner Entschuldigung vorzubringen?"

„Ich habe noch nie gelogen, Durchlaucht," sagte der Husar in festem Tone und den Blick ruhig und frei auf das Antlitz des zürnenden Feldherrn gerichtet, „und so will ich denn auch nicht schwören und mich in Beteuerungen meiner Unschuld ergehen, sondern einfach gestehen, was geschehen ist: Ich wurde dabei betroffen, als ich im Begriffe stand, die Vorposten zu durchbrechen, um einen mir sehr nahe stehenden Gefangenen zu befreien, dessen Gefangennahme ich bei Brienne nicht hatte hindern können."

„Sage mal, Mensch, wenn ich Dir auch glauben wollte — einen Gefangenen befreien? Warum in aller Welt hast Du damit nicht gewartet bis morgen, hast es nicht uns überlassen, ihn herauszuhauen — konntest ja selbst mittun, Esel Du —"

„Durchlaucht zu Befehl, es ist ein Gefangener, dem in der Gefangenschaft noch ganz andere Dinge passieren könnten, als jedem Anderen —"

„Sprich deutsch, Du Esel," fuhr der Feldmarschall unwillig auf, „ich habe keine Zeit, Rätsel zu raten!"

„Durchlaucht, der Gefangene ist auch kein Mann, sondern eine Frau —"

„Was ist er?" rief Blücher erstaunt dazwischen, „fangen denn diese Wälschen auch Weiber? Das sähe ihnen ähnlich!"

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht, aber das Weib war Soldat und konnte deshalb wohl auch kriegsgefangen werden."

„Mann, wie kommt denn das?"

„Sie ist die Tochter unseres Nachbars, dessen Hof an den unsrigen stößt. Wir liebten uns schon als Kinder, und als ich nun fort mußte in den Krieg, da hat sie's zu Hause nicht aushalten können, sie ist auf und davon gegangen und es ist ihr geglückt, bei den Husaren angenommen zu werden. Eines Tages kam sie mit dem Nachschub bei dem Regiment an und hat wochenlang tapfer an meiner Seite gefochten. Vorgestern wurde sie bei Brienne gefangen genommen, ohne daß ich es zu hindern vermochte. Bei dem Versuch, sie zu befreien, wurde ich als Deserteur ergriffen."

„Bombenelement!" rief der Marschall, „muß ein Blitzmädel sein! Kann's ihm eigentlich nicht verdenken, daß er zu ihrer Befreiung einen eigenmächtigen Schritt getan hat. Und Du, sage, hast Du noch einen Wunsch, ehe Du vor das Kriegsgericht gestellt wird?"

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht," rief der Husar blitzenden Augen, „lassen mich Ew. Durchlaucht morgen mit in die Schlacht. Morgen Abend, wenn ich noch lebe, führe ich Annemarie zum Regiment zurück und stelle mich dem Kriegsgericht."

Der Marschall besann sich nur kurze Zeit, es zuckte eigentümlich um seine Augenwinkel und um seinen weißen Schnurrbart. Dann aber sagte er möglichst bärbeißig:

„Gut, es mag sein. Wenn Du nicht totgeschossen oder zusammen gehauen bist, bringst Du mir morgen Abend das Mädel und wartest, was wir dann mit Dir anfangen. Hast Du Dich brav geschlagen, so lassen wir es vielleicht bei der einfachen Kugel bewenden."

„Danke gehorsamst, Ew. Durchlaucht —"

„Hat nichts zu danken! Raus mit dem Kerl!" —

Und wie schlug sich Richard Wolter an diesem Tage! Und am Abend meldete Walter sich im Lager der Preußen mit seiner Braut beim Feldmarschall. Der ließ ihn abseits führen, eine Sektion Grenadiere antreten und schickte nach dem Feldgeistlichen. Dann ließ er den „Deserteur" und den befreiten Gefangenen herbeiholen und unter Trommelwirbel wurde die Trauung der Staunenden vollzogen.

„So, Kinder," sagte dann der Marschall lächelnd, „nun seid hübsch brav und fechtet wieder Seite an Seite. Aber das sage ich Euch, läß es sich einer einfallen, zu deser-

tieren, so kommandiere ich den Andern, daß er helfen muß, ihn totzuschießen. Habt Ihr mich verstanden?"

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht!" sagten Beide wie aus einem Munde.

Aus Deutsch-Südwest-Afrika.

Skizze aus dem Hereroaufstande. Von H. E. Jahn.

Der Farmer Hans Breitenbach besserte den Damm aus, durch den er in der Regenzeit — Oktober bis März — das Wasser auffing, das vom Gebirge herabbrauste und womit er später seine Felder tränkte. Ein kleiner, etwa sechsjähriger, Knabe warf blanke Kieselsteine in die gelbe, träge Flut und lachte und jubelte über das helle Aufspritzen derselben.

Eine junge, schlanke Frau war aus dem steinernen, mit Wellblech gedeckten, Wohngebäude herausgetreten und langsam durch den grünen und buntblühenden Garten gegangen, bis sie das Ufer des Teiches erreicht hatte, an dessem Rade sich der Mann und das Kind befanden.

Sie trat auf den Mann zu und legte ihre kleine, arbeitsharte Hand auf seine Schulter. Der Arm ruhte und ließ den Spaten sinken.

„Mama! Mama!" Das Kind war auf die junge Frau zugeflogen und hatte sie mit den weißen Händen umklammert, sein blondes Lokkenköpfchen in ihre Kleider drückend. Die Frau beugte sich nieder und küßte ihren Liebling, während eine Träne in ihren blauen Augen funkelte und langsam über die weiße Wange glitt. Der Mann sah es und schüttelte mißmutig und ungeduldig den Kopf.

„Hans!" sagte die junge Frau wie entschuldigend mit weicher, sanfter Stimme: „Sei mir nicht böse — allein mir ist so bange ums Herz, als ob uns ein schweres Unglück bevorstände!"

„Seitdem die Bondelswarts im Süden der Kolonie die Fahne des Aufstandes erhoben haben, kenne ich meine kleine, tapfere Frau gar nicht wieder. Hm, Anna, bei der ganzen Geschichte haben vielleicht unsere Vettern jenseits des Orangeflusses wieder einmal die Hand im Spiel, wie damals 1888 der Kapengländer Lewis!"

„Hans, Sara, das Namaquaweib, geht herum wie ein Gespenst. Sie führt allerlei wunderliche Reden und ängstigt mich durch dieselben. Sie sagt: ihre Zunge dürfe nicht sprechen und die bösen, schwarzen Männer würden ihr nur die Augen lassen um ihre gute Herrin, ihren guten Herrn und den kleinen, lieben Jungen zu beweinen. Die bösen, schwarzen Männer erzählten: Die Deutschen wären im Süden alle von den Bondelswarts erschlagen und der Gouverneur Oberst Leutwein gefangen, da werde der Oberhäuptling Samuel Maharero alle seine Krieger nach Warmbad schicken, und sie würden die Waffen gegen die Deutschen ergreifen. Die Weißen würden erschlagen werden und die Farmen geplündert und verbrannt. Solche und andere Reden führt Sara."

„Unsinn! Anna, Unsinn!" rief der Farmer, fast ärgerlich den Kopf schüttelnd. „Doch was ist das!" unterbrach er sich überrascht: „Steigt dort hinter dem Berge nicht Rauch auf? Dort muß, wenn ich mich nicht irre, die Farm des Jan Verthalen liegen, des eingewanderten Buren aus Transvaal. Sollte Sara vielleicht Recht haben!?" —

Der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes, das Krachen der Hannasträuche und der Milchbüsche, die auf dem Abhang des Hügels wuchsen ließ die Sprecher lauschen und unter den breiten Aesten eines gelbblühenden Kameledorns hervor schoß mit verhängtem Zügel ein Reiter. Als er die Farmersleute am Dammteiche erblickte, hielt er sein dampfendes Tier einen Augenblick an, dann wandte er es und sprengte auf sie zu. Hans Breitenbach erkannte in dem Reiter den Farmer Jan Verthalen.

„Guden Dahg!" rief er schon von Weitem: „Men' heer enn Mefrau, makk üh klahr to vertreken, de Hereros kamen!" Und dann erzählte er mit flüchtigen Worten, daß der Aufstand der Schwarzen ausgebrochen daß diese seine Farm überfallen und niedergebrannt hätten. Er habe kaum Zeit gehabt in den Kraal zu laufen und ein Pferd zu besteigen, um seine Nachbarn zu warnen.

Jeden Augenblick müßten die schwarzen Rebellen hier sein, denn sie wären durch die Plünderung gut beritten und bewaffnet. Die drohende Gefahr gab der jungen Frau ihren Mut und ihre Tatkraft wieder, sie ergriff den Arm ihres Kindes und eilte mit demselben dem Wohnhause zu. Hans reichte dem jungen Buren die Hand:

„Steigt ab und kommt mit! Mein Haus ist so fest, wie Windhuk."

„Ett is laht", entgegnete Jan: „Ich wollte hinüber zur Station, um Hülfe zu holen. Doch wenn Ihr meint — das arme Kind und die arme Frau —! Nee, Briend! ick gah niet!" und sich aus dem Sattel schwingend rief er: „Wei muhten ons hahsten! Dar kamen de Hereros!"

Und richtig, über die Spitze des Hügels, unter den grünen wirren Büschen und Bäumen hervor, sprengte ein Haufen schwarzbrauner, wilder Gestalten.

„Wei muhten ons hahsten!" wiederholte der Bur, sein Gewehr langsam erhebend, — ein Blitz, ein Knall und der vorderste Reiter rollte aus dem Sattel in die „Wachteenbitjebüsche."

Ein betäubendes Wutgebrüll aus wohl fünfzig Kehlen erschütterte die Luft und ein Hagel von Kugeln umzischte die beiden Farmer und riß Zweige und Blätter von den, ihnen am nächsten wachsenden Bäumen der Aloe, Pfirsich- und Mandeln. Aber noch einmal und noch einmal erhob sich der Mauser des Buren, und jedesmal sank ein schwarzer Reiter aus dem Sattel — hierdurch vorsichtig gemacht, begnügten sich die Wilden mit Schreien und Schießen aus der Ferne und so glückte es den beiden Männern, das schützende Haus zu erreichen.

Die Türen wurden verschlossen und verrammelt, die Fensterläden herabgelassen, und gefaßt erwartete man den Angriff der Neger. Doch schienen diese für's Erste durch die Plünderung der Ställe, Kraale und Wirtschaftsgebäude so beschäftigt zu sein, daß sie an nichts anderes dachten.

„Datt is de ehrste Kehr!" sagte Jan: „doch wie wird's später werden, wenn uns unsere Patronen und unser Proviant ausgehen? God all helpen!" —

Hans senkte den Kopf und warf einen bekümmerten Blick auf sein Kind und seie Frau — wie ein schwarzes blutiges Meer dehnte sich die Zukunft vor seinen geistigen Augen aus, ohne das rettende Licht eines Leuchtturmes und das schwarze, blutige Meer ging hoch und höher — wann würde es sein und seiner Lieben Lebensschiff verschlingen? — Wenn nicht Rettung kam in wenigen Stunden —!

Und woher sollte ihnen Rettung kommen? Die nächste Station war so schwach besetzt, daß sie kaum im Stande war, sich selbst gegen den Ansturm der Wilden zu halten, vielweniger den bedrängten Farmen zu helfen.

Inzwischen hatten die Rebellen die Wirtschaftsgebäude ausgeraubt und sie in Brand gesteckt. Anna, die junge Farmersfrau, saß auf einem Stuhl und weinte, während zu ihren Füßen sich das rotbraune Namaquaweib niedergekauert hatte, und den kleinen Knaben streichelte und hätschelte.

„Otto", gurgelte sie zwischen den weißen, blitzenden Zähnen mit eigentümlichen Schnalzlauten hervor: „Otto — mein Liebling — die bösen Menschen sollen dir und dem guten Herrn und der guten Herrin doch nichts anhaben, dafür wird Sara sorgen und sollten die bösen Menschen dafür auch Sara erschlagen!"

Inzwischen schienen die Neger sich entschlossen zu haben, einen Sturm auf das feste schwarze, lauernde Katzen umschlichen sie das Wohnhaus zu versuchen. Geschmeidig wi Gebäude und näherten sich den Fenstern. Verschiedene der halbnackten Gestalten schienen zu taumeln, als hätten sie zu viel des Kapschen Wassers (Branntwein) genossen. Dann begannen sie mit Aexten und Keulen die Fensterläden zu zertrümmern um sich einen Eingang in das Haus zu erzwingen. Ueberall indessen wurden sie durch die tötlichen Schüsse des Buren u. des Deutschen zurückgetrieben und verloren viele Leute, nur an einer Stelle gelang es ihnen, die Bretter der Läden zu zerschlagen und sich durch di entstandene Lücke zu schwingen. Das gellende Angstgeschrei Annas machte die beiden Männer, die anderweitig sich befanden, aufmerksam auf die Gefahr. Herbeieilend sahen sie, wie ein großer schwarzbrauner Kerl, die langen goldblonden Haare Annas erfaßt hatte, um sie niederzureißen. Ein Schuß aus der nie fehlenden Büchse des Jan Verthalen zerschmetterte ihm den Schädel Hans schlug einen Zweiten mit seinem Gewehrkolben zu Boden, während der dritte Neger, geschmeidig wie eine große Katze aus dem Fenster sprang und entfloh.

Die Wilden hatten sich überall furchtsam zurückgezogen und wäre nicht gelegentlich ein Wut- oder Freudengeheul durch den stummen, dunklen Abend herübergeklungen, man hätte glauben können, sie hätten die Farm verlassen.

„Was nun?!" flüsterte Breitenbach traurig, der Bur entgegnete: „God sall helpen!"

Da erhob sich Sara, das Namaquaweib, trat auf den Farmer zu und sprach: „Du warst immer gut zu dem armen Namaquaweib — auch seine Frau — und darum wird das Namaquaweib für Euch ihr Leben wagen — laß mich hinaus aus deinem Warpe."

„Was willst du?" — „Zusehen ob die bösen schwarzen Männer betäubt von dem Kapschen Wasser schlafen, damit du aus deinem Warpe fliehen kannst."

„Laßt sie gehen", sagte Anna rasch zu den beiden Männern tretend: „ihr Herz ist treu und brav und sie ist uns vielleicht von Gott zur Hülfe gesandt." „Ich traue solch einer rotbraunen Haut nicht", brummte der junge Bur: „Sie haben keinen Sinn für Wohltaten und das Wort: „Danki" haben sie nur der deutschen Sprache entlehnt. As 't üh belieft! Aber ist sie falsch, so lasse ich ihr die Sonne durch ihre rotbraune Haut scheinen."

„Geh nur, Sara und Gott behüte dich!" sagte Hans kurz und das Namaquaweib verließ geräuschlos schleichend, wie ein scheuer Erdwolf, das belagerte Haus.

Die Zurückbleibenden lauschten ängstlich auf jedes Geräusch, allein nur das Raunen in den Blättern der Graslilien und Pfirsichbäume und das entfernte Bellen eines Hundes unterbrach die dumpfe Abendstille.

Nach einiger Zeit ließ sich ein leises Klopfen an der Tür hören und eine gedämpfte Stimme flüsterte: „Auf! auf! die bösen, schwarzen Männer schlafen und wenn sie erwachen müssen wir schon weit sein, daß sie unseren Spuren nicht folgen können!"

Hans öffnete und der mißtrauische Jan erhob schußbereit sein Gewehr; niemand weiter als Sara stand auf der Schwelle. „Auf! auf!" drängte sie: „nimm dein Weib und dein Kind, laß Alles liegen und eile so schnell du kannst die schützende Station zu erreichen! Ich werde dich führen!"

Einen Augenblick zauderte der junge Farmer und sein Auge hing traurig an dem so mühsam errungenen Eigentum, das er der Vernichtung Preis geben mußte, doch die kleine, arbeitsharte Hand seines Weibes ergriff ihn und zog ihn mit sich fort und sein Weib sagte: „Du hast mehr zu verlieren! Denke an dein Kind!"

Vorsichtig durchschritten sie den Garten.

An dem, von den Hereros durchbrochenen, Damm vorüber führte Sara die Flüchtlinge.

Plötzlich blieb das voranschreitende Namaquaweib stehen und reckte den Kopf lauschend vor — irgendwo sang ein Shaapwächter (südafrikanische Nachtigall) — weiter vernahmen die Deutschen nichts, nur das geübte Ohr des Buren glaubte ein entferntes herdenmäßiges, trappelndes Geräusch zu hören — waren das die Feinde? ihre Verfolger, die Hereros?!

Das Geräusch näherte sich rasch und das Namaquawei kauerte sich wie ein erschreckter Klippdachs hinter einigen großen gelben Felsblöcken, die in dem ausgetrockneten Flußbette lagen, nieder. Alle folgten mit klopfendem Herzen ihrem Beispiele und die Männer hielten ihre Waffen schußbereit in Händen, um ihr Leben so teuer zu verkaufen, als möglich.

Die Dornbüsche raschelten und krachten, dann rollte der Sand vom Rande des Flußbettes herab und dann drängten sich viele braunrote leichte Schatten vorüber und erklommen den gegenüberliegenden Rand. Die großen, dunklen Augen funkelten scheu und die weißen Streifen auf der Stirn leuchteten, es waren Springböcke, die vielleicht vor der Nähe der Schwarzen flohen, wie sie selbst.

Unbehindert setzten die Flüchtlinge ihren Weg weiter fort, und als im Osten die ersten Sonnenstrahlen den fast schwarzgrünen Himmel mit goldigem Purpur färbten, erreichten sie die schützende Station. Schwarze schwere Rauchwolken wirbelten in der Richtung auf, wo ihre Farm gelegen hatten, und flogen empor in den klaren, blitzenden Himmel, wie ein Banner des Krieges und des Schreckens.

Schwiegervater wider Willen.

Humoristische Skizze von W. v. Störzen.

Hauptmann v. Kern wetterte — er wetterte gern, viel und ausgiebig. Er war nämlich der Ansicht, ein Batteriechef müsse wettern — das gehöre nun einmal dazu, das hielte die Leute in Raison. Seine Leute brauchten Raison — denn v. Kern stand an der Majorsecke. Er war kein großer Stratege und Taktiker und hatte überdies kein Geld. Deswegen hatte er in ein wenig vornehmes Provinzregiment eintreten müssen, dessen Angehörige niemals zur Kriegsakademie oder gar zum Generalstab kommandiert wurden und vom 45. Lebensjahre ab den schönen Titel „Major a. D." führten. Davor aber fürchtete Herr v. Kern sich außerordentlich — er hatte die feste Absicht, erst wirklicher Major, Abteilungskommandeur, und nicht bloß überzähliger zu werden — daß er weiter auf keinen Fall kommen werde, wußte er — und dann hoffte er bei seiner Verabschiedung als Oberstleutnant charakterisiert zu werden. Das war nötig um der Ehre willen, aber auch aus finanziellen Gründen.

In diesen seinen Plänen sah er sich aber durch die Einjährig-Freiwilligen bedroht. Die waren ihm überhaupt ein Dorn im Auge. Tüchtige Soldaten waren sie, das konnte er nicht leugnen. Sie verkörperten nun einmal die Intelligenz unter der Mannschaft, und das ist bei einer Truppe, bei der der Gamaschendrill nur Nebensache ist, das entscheidende.

Heute nun kam Herr von Kern nach Hause und war besonders wild. Es war Batterievorstellung gewesen, alles war gut gegangen — da zuletzt noch beim Parademarsch war das Pferd des Einjährigen Freiherrn von Frankenstein in einen Maulwurfshaufen getreten, und dadurch war der zweite Zug in einem allerdings kaum merklichen spitzen Winkel vorbeigekommen. Aber das scharfe Auge des Herrn Oberst hatte es doch bemerkt und es nachher nur beiläufig und unter liebenswürdiger Anerkennung der sonstigen vortrefflichen Haltung der Batterie erwähnt, ohne eine Nase oder auch nur den leisesten Tadel daranzuknüpfen. Das hatte aber den Major, der Herrn v. Kern nicht leiden konnte, veranlaßt, einen tüchtigen Wischer zu geben. Darum wetterte Herr v. Kern heute noch viel toller als gewöhnlich.

„Ich habe den Kerl zum Rapport herbestellt! Warten Sie, mein Herr Freiherr von Frankenstein," schrie er förmlich, „ich werde Ihnen beweisen, daß Ihre siebenpunktige Krone nicht von der Verpflichtung entbindet, auf Ihren Gaul aufzupassen wie jeder Andere —"

„Aber, Papa," warf da Waltraut, das achtzehnjährige Töchterlein, mit ungewöhnlichem Eifer dazwischen, „wie kann er denn verhindern, daß sein Pferd nicht in einen Maulwurfshaufen tritt, namentlich beim Parademarsch, wo er doch stramm nach rechts zu sehen hat!"

„Was verstehst Du denn davon, Du Naseweis?" fuhr nun aber Herr v. Kern auf sein Töchterlein los, „und das schwör' ich ihm hiermit zu: ist das kleinste Untätchen an seinem Anzug nicht in Ordnung, so steck ich ihn drei Tage ins Loch!"

„Aber Papa, um Gottes willen, um mich willst Du ihn einstecken?" rief das Töchterchen ganz außer sich, „seine ganze Reserve-Offiziers-karriére willst Du ihm zunichte machen? Und er ist doch so sehr darauf angewiesen, Offizier zu werden, er als Rittergutsbesitzer wird doch von seinen Standesgenossen gar nicht für voll angesehen, wenn er es nicht ist . . . ."

„Schweig, sag' ich Dir nochmals! Was fällt Dir denn eigentlich ein? Legst Dich für ihn in's Zeug, ein Advokat könnte es nicht besser! Was soll man denn eigentlich davon denken? Weil Du Dich in so unpassender Weise für ihn verwandt hast, bekommt er seinen Arrest ganz sicher, und wenn Du ihn noch weiter verteidigst, stecke ich ihn fünf Tage ein!"

„Aber Papa, ich bitte Dich —"

„Kein Wort weiter, wenn Du seine Sache nicht noch verschlimmern willst! Ich gehe mich umkleiden. Wenn er inzwischen kommt, soll er warten."

Damit ging er, das Töchterchen blieb allein zurück, tränenden Auges.

Die Mutter trat ein.

„Nun, mein Kind," erkundigte sie sich teilnehmend, „Du weinst? Hast Du nichts ausgerichtet?"

„Oh, im Gegenteil," schluchzte die Kleine nun auf, „Papa ist in der fürchterlichsten Laune und hat die größte Lust, ihn einzustecken . . . oh Gott, ich glaube, jetzt ist alles verloren!"

Und sie lehnte den Kopf an der Mutter Brust, erzählte, was sich soeben zwischen ihr und ihrem Vater zugetragen hatte und vergoß dabei reichliche Tränen.

„Aber Waltraut," rief die Mutter verweisend, „bist Du ein Soldatenkind? Kalt Blut und Kopf hoch! Du weißt doch, wie der Vater ist, sehr hitzig aber herzensgut. Wenn wirklich das Gefürchtete eintritt, wenn Papa ihn wirklich mit Arrest bestraft, so mußt Du so lange an ihm herumschmeicheln, bis Du Papa herum hast. Weißt doch, bist sein Augapfel!"

„Ach Mama," schluchzte Waltraut, „heute habe ich wirklich kein Selbstvertrauen! Du hättest nur sehen sollen, wie wild Papa war . . ."

„Ruhig, Kind, ruhig. Ich würde es ihm ja selber sagen, aber auf mich hört er ja nicht. Er behauptet ja immer, ich redete den Einjährigen das Wort. Jedenfalls aber werde ich in der Nähe bleiben."

Kaum hatte die Mutter das Zimmer verlassen, da ertönte draußen Sporengeklirr, die Tür öffnete sich und herein trat mit sehr energischem Schritt ein auffallend hübscher Einjähriger, groß, schlank, mit keckem blonden Schnurrbärtchen. Er war im feldmarschmäßigem Anzug, den Helm auf dem Kopfe, das weiße Cartouche-Bandelier über der Brust. Sein Strafrapport schien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen, denn seine blauen Augen sahen selbst jetzt noch, bei dieser streng dienstlichen Angelegenheit recht fidel und sorglos in die Welt. Er pflanzte sich an der Türe auf, riß sich zusammen und schlug die Hacken klirrend aneinander. Als er aber niemand als nur Waltraut im Zimmer sah, ließ er den Säbel fallen, breitete die Arme auseinander und ehe sie sich's versah, drückte er sie stürmisch an seine Brust und gab ihr einen herzhaften Kuß auf ihre etwas blassen Lippen . . .

„Dietrich," rief sie jetzt mit dem Versuche, sich aus seinen Armen zu befreien, denn seine Zärtlichkeit, das schien ihr gewiß, mußte ihm zum Verderben werden, sobald der Vater ins Zimmer trat, und deshalb tat ihr auch jetzt, da sie wußte, in welcher Gefahr er schwebte, seine Lustigkeit, die sie sonst so unwiderstehlich mitgerissen hatte, ordentlich wehe. „Dietrich, um Gottes willen, nimm Dich zusammen, der Vater ist heute gräßlich, und wenn er sieht, daß Du vergnügt bist trotz Deines Strafrapports, so gibt es ein Unglück . . ."

„Aber mein Schatz," rief er nun lachend, „glaubst Du denn wirklich, Du kannst einen Soldaten mit dergleichen einschüchtern? Oder bist Du denn nun gar erblich belastet, daß Du uns Einjährige für gar keine Soldaten, mindestens aber für elende Schlappiers hälst, wie der Herr Papa?

„Dietrich," rief sie, „nein, das ist recht garstig! Ich vergehe hier vor Angst und Du bist so vergnügt, als gings zum Ball."

„Na, dann ist doch wenigstens einer vergnügt", rief er mit der ihm eigenen Sorglosigkeit, „nein wirklich, Schatz, Du brauchst gar keine Angst zu haben. Wenn hier keine Tressen für mich gewachsen sind, so übe ich nach und zwar bei einem anderen Regiment. Und wenn ich dann in Epaulettes und Schärpe hintrete, dann . . ."

„Du mein Gott, das dauert im besten Falle noch zweiundeinhalb Jahre . . ."

„Aber Traudele," rief er halb belustigt, halb vorwurfsvoll, „traust Du Dir denn nicht zu, mir nur so lange treu zu bleiben?"

Sie wollte erregt etwas erwidern, allein das Wort erstarb ihr auf den Lippen, als die Tür aufging und . . . ein höherer Offizier auf der Schwelle erschien, den Waltraut nicht kannte. Aber die Generalstreifen sah sie doch. Es war also wohl der Brigadekommandeur, welcher der heutigen Batterie-Vorstellung beigewohnt hatte. Natürlich fuhren nun die beiden jungen Leute auseinander, der Einjährige riß sich zusammen, während der General lächelnd auf die bis in die Haarwurzeln errötende Waltraut zutrat, sich chevaleresk verbeugte und sagte:

„Verzeihen Gnädigste, ich habe wohl die Ehre, der Tochter des Hauses gegenüberzustehen. Dietrich, stelle mich doch wenigstens einmal vor."

„Herr Generalmajor Graf Wallersleben," sagte der Einjährige, ohne seine dienstliche Haltung zu verändern.

„Und der Onkel dieses Einjährigen, der etwas auf dem Kerbholz zu haben scheint, weil man ihn hier im Hause seines Hauptmannes feldmarschmäßig trifft. Dietrich, mein Junge, rühr' Dich mal und erzähle, was Du verbrochen hast, aber laß den Herrn General dabei weg."

Bei diesen Worten wurde die Portiére, die das Zimmer von dem Nebenzimmer trennte, auseinandergeschlagen und in der Oeffnung erschien der Hauptmann. Er erstarrte schier zur Salzsäule, als er hörte, was nun gesprochen wurde.

„Wie Du befiehlst, lieber Onkel," sagte nämlich der Einjährige zum General, und erzählte ganz dreist die Ursache seines Strafrapports und ließ sogar, ohne es geradezu auszusprechen, hindurchblicken, daß der Herr Hauptmann die Einjährigen nicht leiden könne. Der Hauptmann faßte sich nach dem Kopfe, als wolle er sich überzeugen, ob er nicht schon den Cylinder darauf habe. Er glaubte in die Erde sinken zu müssen, als der General sich an ihn wandte und freundlich sagte:

„Ah, mein lieber Kern, entschuldigen Sie, daß ich Sie so überfalle, allein Sie wissen, ich bin kein Freund von großen Umständlichkeiten. Ich befahl also dem Burschen, mich erst in den Salon zu führen und mich dann zu melden. Der Zweck meines Kommens war eigentlich, mich nach dem Befinden dieses meines Neffen zu erkundigen, dem ich strengstens verboten hatte, zu sagen, daß ich der Bruder seiner Mutter bin. Ich wollte einmal sehen, wie man ihn ohne Protektion behandeln würde. Nun, es geht ihm ja, wie ich sehe, vortrefflich und er hat in Ihrer Familie so liebenswürdigen Anschluß gefunden, daß er wahrlich zu beneiden ist. Da aber ich noch keine Verlobungs-Anzeige bekommen habe, so vermute ich wohl richtig, daß sie nunmehr jetzt gefeiert werden soll und dazu möchte ich Sie dann ganz ergebenst einladen. Übrigens, lieber Kern, kann ich Ihnen nach der heutigen Vorstellung jetzt schon zum Major gratulieren!"